

**BERICHT  
ÜBER DIE FÜR DIE KIRCHE  
BEDEUTSAMEN EREIGNISSE**

der Landessynode  
gemäß Artikel 139 der Kirchenordnung  
erstattet von

Präses Dr. Thorsten Latzel

**Achtung, Sperrfrist: Mittwoch, 19. Januar 2022, Beginn des Vortrags! Es gilt das gesprochene Wort.**

## Inhalt

„Offen begegnen, trotzig hoffen, mutig gestalten“ – Protestantisch leben in Zeiten des Umbruchs.....	3
1. „Von Angesicht zu Angesicht“ – Eine Kultur geistlicher Begegnung .....	4
2. „Wenn ein Glied leidet ...“ (1. Kor 12,26) – Erfahrungen in und nach der Flut .....	6
3. „Du machst neu das Antlitz der Erde.“ (Psalm 104,30) – Ökologische Neuausrichtung unserer Kirche.....	9
4. „Was fehlt, wenn Gott fehlt?“ – Von der Kultur der Hoffnung .....	11
5. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“ (1. Joh 3,2) – Aporien institutioneller Religiosität .....	14
6. „Kirche nahe bei den Menschen“ – das Positionspapier E.K.I.R. 2030.....	16
7. „Von eigener und fremder Schönheit“ – Ökumenische Perspektiven .....	20

## **Präses-Bericht 75. Landessynode, 2022**

Hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder, genau ein Jahr ist es her, dass ich hier vor Ihnen und Euch stand und Sie mich gewählt haben. Zehn Monate ist die neue Kirchenleitung im Amt, bin ich im Amt des Präses.

Als erstes möchte ich Ihnen und Euch danken. Sie haben mich und auch meine Familie herzlich aufgenommen.

Mir ist eine rheinische Offenheit begegnet und eine große geistliche Gemeinschaft.

- Bei unserem Umzug wurden wir mit Brot und Salz empfangen.
- Auf der Sommertour gab es so viel Essen und Segen, dass es für eine Weltreise gereicht hätte.
- In der Kita „Regenbogen“ in Idar-Oberstein etwa wurden wir vor lauter Herzlichkeit fast erdrückt.

Und das, obwohl Sie mich eigentlich nur von einem Online-Dating kennen: der Präses, der aus der Kachel kam.

Warme Mitmenschlichkeit und Gastfreundlichkeit für Fremde sind für mich ein Markenzeichen unserer Evangelischen Kirche im Rheinland. Dafür meinen tief empfundenen Dank.

Das Jahr 2021 war für alle Kirchenleitungs-Mitglieder, speziell für mich als Neu-Rheinländer eine Zeit intensiver und prägender Erfahrungen. Die Sommertour der Hoffnung, die Flutkatastrophe, das Positionspapier E.K.I.R. 2030, ökumenische wie seelsorgliche Kontakte, die ökologische Transformation oder die Corona-Maßnahmen - um nur ein paar Stichpunkte zu nennen.

Aus den Begegnungen mit Ihnen habe ich viel gelernt. Vor allem die Erfahrungen in den Flutgemeinden haben mich, meinen Glauben bleibend verändert. Eine Frage hat mich bei all dem besonders beschäftigt hat: Was heißt es, heute evangelisch zu glauben in Zeiten tiefgreifender Veränderungen?

Meine persönliche Kurzantwort:

- dass wir Menschen offen, liebevoll begegnen,
- dass wir trotzig und getrost auf Gott hoffen,
- und dass wir gemeinsam Zukunftsaufgaben mutig gestalten.

Eine spezifisch protestantische Form des Begegnens, Hoffens, Gestaltens. Zu dieser protestantischen Glaubens- und Lebensweise gehört es, dass wir davon besser erzählen können, als dass wir in „korrekten Satzwahrheiten“ darüber reden.

Wir sind eine „Erzählgemeinschaft“, weil wir an einen lebendigen Gott glauben, der uns durch Christus in jedem Mitmenschen begegnet.<sup>1</sup>

Im Folgenden möchte ich an sieben Stationen versuchen, geistliche Erfahrungen aus dem vergangenen Jahr mit Ihnen zu teilen.

## 1. „Von Angesicht zu Angesicht“ – Eine Kultur geistlicher Begegnung

Das Wort „Angesicht“ gehört zu den Schlüsselbegriffen in der Bibel. Mehr als 400 Mal kommt es vor.

Vom strahlenden Angesicht vor Freude, über das erblässende Angesicht bei Schrecken, bis zum errötenden bzw. verdeckten Angesicht bei Schuld oder Trauer. „Verbirg Dein Antlitz nicht vor mir.“ Das ist eine zentrale Bitte an Gott in den Psalmen.

Weil wir Menschen Beziehungswesen sind. Wir haben unsere Mitte nicht in uns selbst, sondern außerhalb unserer selbst: in Gott und in unserem Nächsten. Nicht in einem Spiegel erkennen wir uns.

<sup>2</sup> Wirklich erkennen können wir uns erst im Angesicht der anderen – und vor allem darin, wie Gott uns erkennt.

---

<sup>1</sup> Vgl. Johann Baptist Metz, Kleine Apologie des Erzählens, concilium 9, 1973, S. 334-341; ebd. S. 336: „das Christentum [ist] nicht primär eine Argumentations- und Interpretationsgemeinschaft, sondern eben eine Erzählgemeinschaft“.

<sup>2</sup> Spiegelbilder lügen immer, schon allein, weil sie spiegelverkehrt sind. Sie bieten letztlich immer nur eine „Selbstbespiegelung“.

Glaube hat deswegen viel mit einer besonderen Begegnungskultur zu tun. Im Angesicht jedes anderen begegnen wir einem einmalig erschaffenen, gottgeliebten Menschen – und in ihr oder in ihm zugleich Christus selbst. Das heißt Glauben.

Die Pandemie ist für uns auch deswegen ein Problem, weil sie dieses „Sich-von-Angesicht-zu-Angesicht-sehen“ erschwert. Die Masken sind medizinisch notwendig. Mit ihnen verlieren wir aber den Blick auf den Mitmenschen und zugleich den Bezug zu uns selbst. Umso dankbarer war ich für die vielen bereichernden Begegnungen, die in 2021 möglich waren.

- Ich konnte kompetente und hoch engagierte Menschen kennenlernen: in unseren Gemeinden, Kirchenkreisen und auf landeskirchlicher Ebene.
- Geschwister in Judentum, im Islam, in der interkonfessionellen und internationalen Ökumene.
- Offene Dialogpartner-/innen in Politik, Medien, Zivilgesellschaft.

Bei der Sommertour der Hoffnung durfte ich die Arbeit in 40 Gemeinden, vielen Kirchenkreisen und diakonischen Einrichtungen hautnah erleben. Und dann noch einmal auf sehr intensive Weise während verschiedener Besuche in den Flutgebieten.

- Bei Pfarrkonferenzen in Saar-West, Duisburg, Leverkusen und Kleve,
- bei Kreissynoden in Köln Nord, Wuppertal, Krefeld-Viersen und An der Agger,
- bei der Indienstnahme der Willkommenskirche in Overath, dem Neujahrsempfang in Essen und der ersten Visitation unserer neuen Kirchenleitung in Dinslaken. Im Vorfeld dieser Landessynode habe ich etwas von dem großen Reichtum unserer Seelsorgearbeit näher kennengelernt. Und an jedem Ort, den ich besucht habe, traf ich auf „uns“: auf Mitchristinnen und Mitchristen, auf weitere engagierte Menschen wie Sie, die sagen: „Wir bringen gemeinsam unsere Kirche voran.“ Was für eine Auszeichnung ist es, Präses einer solchen Kirche sein zu dürfen.

Nach Martin Luther kommt Christus neben Wort, Sakrament und Beichte eben auch „durch das wechselseitige Gespräch und durch das Trösten der Geschwister“ zu uns: „per mutuum colloquium et consolationem fratrum“, so heißt es bei ihm.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> So Schmalkaldische Artikel III,4; BSLK, S. 449, Z. 12f. bzw. Z. 28. Vgl. auch Dietrich Bonhoeffer in *Sanctorum Communio*: „Kirche ist Gemeinschaftsgestalt sui generis, Geistgemeinschaft, Liebesgemeinschaft.“ (DBW 1, 185).

Das ist ein Kennzeichen von uns als Kirche: Wir sind eine seelsorgliche Gemeinschaft von Geschwistern (Barmen III), eine caring community. Uns ist es nicht egal, wie es einander geht. - Und: Wir geben niemanden auf. Davon habe ich selbst in dem zurückliegenden Jahr viel erfahren dürfen: von Angesicht zu Angesicht. Für diese Gemeinschaft unter uns bin ich Gott dankbar.

Ich glaube, dass wir im Blick auf die Zukunft diese Begegnungskultur weiter stärken sollten. Den Kontakt zu allen Mitgliedern unserer Gemeinden und zu jedem Menschen, der Hilfe braucht.

Gerade im Blick auf die Flut ist mir diese seelsorgliche Dimension unseres Kirche-Seins noch einmal besonders wichtig geworden. Wir brauchen eine nachgehende Seelsorge; einen Glauben mit menschlichem Angesicht, eine Kirche, die sich selbst konsequent von dem Kontakt zu den Mitmenschen her versteht.

## 2. „Wenn ein Glied leidet ...“ (1. Kor 12,26) – Erfahrungen in und nach der Flut

Wir hatten uns im vergangenen Jahr gerade etwas von der zweiten Pandemie-Welle erholt, da ereilte uns in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli die nächste Katastrophe.

Das hat tiefe Spuren bei zigtausend Menschen hinterlassen, die unmittelbar davon betroffen waren und noch immer sind:

- bei den über 180 Verstorbenen und ihren Angehörigen,
- bei den vielen physisch wie psychisch Verletzten, die ihr Haus, ihre Arbeit, ihre Heimat verloren haben.
- Nicht zu vergessen: die vielen Helferinnen und Helfer. Kolleg-/innen von uns waren - und sind - selbst davon betroffen, auch manche von Ihnen.

Viele Epizentren lagen in unseren Gemeinden und konnte ich kurz vorher bei der Radtour besuchen. Das Ahrtal, Trier-Ehrang, Sinzig, Erftstadt-Blessem, Bad Münstereifel, Inden, Leverkusen-Opladen. Unser Synodenort Bad Neuenahr etwa wurde zu einer einzigen großen Trümmerlandschaft. Ich habe Verwüstungen gesehen, wie ich sie mir persönlich nicht vorstellen konnte. Nicht bei uns, nicht in unserem Land.

Viele Gemeinden werden die nächsten fünf, sechs Jahre an den Folgen zu arbeiten haben. Und: Es wird nicht die letzte Flutkatastrophe gewesen sein.

Die Dichte von Extremwetterlagen nimmt zu. Der Klimawandel hat schon jetzt ein Gesicht bekommen. Und wir stehen erst am Anfang.

Da ist etwas zerrissen, hat Spuren hinterlassen. Bei vielen Menschen. Auch bei mir. Was im Sommer letzten Jahres geschehen ist, hat auch mich verändert, meinen Glauben. Das Leiden, die Zerstörung ganzer Orte – aber auch die faszinierende Nähe und Hilfsbereitschaft.

Es gab eine schnelle Reaktion auf allen Ebenen:

- Kirchengemeinden waren Netzwerke von Helfer-/innen vor Ort.
- Kirchenkreise haben Unterstützung geboten zur Entlastung von Kolleg-/innen.
- Spenden und Briefe der Anteilnahme kamen aus aller Welt, besonders von Partnerkirchen, die Katastrophen und Armut aus eigener Erfahrung kennen.

Die große Bedeutung beruflicher wie ehrenamtlicher Notfallseelsorge war unmittelbar erfahrbar. Ein großer Dank hier einmal stellvertretend an Frau van der Heyden, die als Landespfarrerin gemeinsam mit ihren Kolleg-/innen Außerordentliches geleistet hat.

Es gab eine gute Zusammenarbeit der Diakonie Katastrophen-Hilfe, der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe, und der Evangelischen Kirchen im Rheinland. Zuerst mit unseren Maklerinnen und Maklern für die unmittelbare Hilfe, dann mit dem Flutbüro und den regionalen Teams, die wir zeitnah aufbauen konnten. Mehr als 40 Menschen haben wir im Herbst als Flutseelsorger-/innen entsenden können. Zugleich haben wir ein neues Maß an Verletzlichkeit erlebt, eine Vulnerabilität des einzelnen Menschen wie unserer Gesellschaft.

Wir sind mittlerweile in der dritten, vierten Phase der Flutbewältigung. Die Ersthelfer-/innen sind abgezogen. Anträge und Hilfsprogramme wurden gestartet. Das erste Weihnachtsfest nach der Zerstörung ist überstanden. Die Bearbeitung der Traumata aber hat eben erst begonnen.

Rund 150.000 Menschen sind allein im Ahrtal von der Flut betroffen. Viel Hilfe steht noch aus. Und Expert-/innen schätzen, dass 15.000 von ihnen eine posttraumatische Belastungsstörung entwickelt haben.

Zu den zentralen Aufgaben von uns als Gemeinden und Kirchen in den nächsten Jahren wird daher gehören: nachgehende Seelsorge, diakonische Beratung und eine heilende Erinnerungskultur. Wir lassen die Menschen nicht allein. Als Evangelische Kirche im Rheinland sind wir eine Fluss-Kirche. Nicht nur der Rhein, sondern viele weitere Flüsse sind für unsere Kirchenkreise namensgebend. Viele unserer Gemeinden sind im wahrsten Sinn des Wortes nah am Wasser gebaut. Die Flutkatastrophe haben wir uns nicht ausgesucht. Aber wir haben eine Verantwortung auch über unsere Landeskirche hinaus, wie wir damit umgehen.

Zum einen durch eine Theologie der Verletzlichkeit in der Nachfolge des Gekreuzigten.

Ich kann nichts anfangen mit einer Schreibtisch-Theologie, die sich angesichts einer solchen Katastrophe in abstrakten Gedanken über das Gerichtshandeln Gottes ergeht. Gericht an wem und wofür? Und wenn die Sonne scheint, ist Gott zufrieden?

Für mich hat manches, was ich gerade im Netz dazu gelesen habe, vor allem etwas von Selbstbestätigung des eigenen geistlich-moralischen Weltbildes.

Unser Reden von Gott entsteht aus Schrift, Gebet – und aus tätiger Liebe angesichts von Leid.

Für mich war Christus im Schlamm gegenwärtig an der Seite der Leidenden. Oder wie es ein Betroffener formuliert hat: „*Wir glauben hier niemandem mit sauberen Schuhen.*“ Mit schmutzigen Schuhen von der Hoffnung in Christus sprechen.

Ein anderer häufiger Satz, den man vor Ort hören konnte: „*Angesichts der Hilfe habe ich den Glauben an die Menschheit wiedergewonnen.*“

Unsere Aufgabe als Kirche ist es, trotzig und getrost auf Gott zu hoffen und den Menschen seelsorglich und diakonisch zu helfen, mit der eigenen Verletzlichkeit umzugehen.

Zum anderen besteht unsere Verantwortung darin, mit eigenem Handeln als Kirche konsequent gegen den Klimawandel anzugehen.

### 3. „Du machst neu das Antlitz der Erde.“ (Psalm 104,30) –

#### Ökologische Neuausrichtung unserer Kirche

In der Bibel ist interessanterweise an mehreren Stellen vom Angesicht der Erde die Rede: bei der Schöpfung, nach der Sintflut, in den Psalmen. Weil es auch im Blick auf die Schöpfung um eine Beziehung geht, in der wir uns selbst erkennen. In der Vernichtung von Tier- und Pflanzenarten, in der Vermüllung der Meere, in der Abholzung von Regenwäldern, in der Veränderung des Klimas sehen wir, wie grundverkehrt unsere alltägliche Lebensweise ist.

Nein, wir werden nicht „die Schöpfung retten“. Was für eine menschliche Hybris! Die Schöpfung, die „Welt“ als Gesamtheit ist uns entzogen, zum Glück. Ihre Rettung ist Sache Gottes.

Unsere Aufgabe ist es, in unserem Lebensbereich Gottes Schöpfung nicht weiter zu zerstören und zu ihrer Bewahrung beizutragen: Nicht länger Bock, sondern Gärtner im Garten Eden sein. Und wir sollten dies tun, auch wenn wir wüssten, dass wir die letzte Generation Menschen wären. Die Schöpfung hat einen Wert in sich, auch jenseits unseres anthropozentrischen Denkens.

Unsere Aufgabe ist es, auf allen kirchlichen Ebenen ökologisch glaubhaft zu handeln.

Viele Menschen in unseren Gemeinden sind hier seit Jahrzehnten beispielhaft unterwegs. Etwa beim Engagement gegen den Tagebau in verschiedenen Kirchenkreisen wie Aachen, Jülich, Gladbach-Neuss, Krefeld-Viersen oder beim Gebäudemanagement etwa im Kirchenkreis Bonn. Auch als Landeskirche haben wir dazu zahlreiche Maßnahmen ergriffen.

Dank an alle, die Sie die Bedeutung von Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung betont haben, auch als diese Themen noch nicht allgemein verbreitet waren.

Zugleich erleben wir, dass wir als Kirche *insgesamt* mit unserem eigenen Handeln gegenwärtig nicht mehr zur Spitze der Entwicklung gehören. Umso erfreulicher ist es, wenn wir als Synode jetzt mutige und zukunftsweisende Schritte beschließen. Danke für die intensive und gute Diskussion dazu in den Ausschüssen!

Unser konsequentes Handeln als Kirche ist notwendig – für uns, für unsere Mitwelt wie für die Glaubwürdigkeit unseres Redens von Gottes Schöpfung.

Ich glaube zugleich, dass wir der globalen ökologischen Krise nicht nur rational oder technisch begegnen können, sondern eben auch geistlich, theologisch.

Indem wir uns selbst verändern. Indem ich mich auf den Weg mache:

- Was ist mir wirklich wichtig im Leben?
- Wovon lasse ich mich in meinem Alltag bestimmen – in der Art wie ich esse, reise, arbeite, einkaufe?
- Und von welchem Gott zeugt eigentlich mein Leben für andere: von Gott als Schöpfer, Versöhner, Vollender der Welt?

Für die kommende Zeit werden m. E. geistliche Wüstenerfahrungen eine zentrale Rolle spielen. Sie stehen am Anfang der Geschichte des Volkes Israel wie am Anfang der Geschichte Jesu.

Eine Zeit äußerer Konzentration und innerer Einkehr. Eine Zeit geistlicher Neuausrichtung.

Die erste Predigt, die Jesus nach seiner Zeit in der Wüste hält, umfasst nur vier kurze Sätze. Wüstensätze, die man beim Wandern sprechen kann. Kurz, radikal, voll innerer Kraft:

*„Die Zeit ist erfüllt. Und das Reich Gottes ist nahe.  
Tut Buße. Und glaubt an das Evangelium.“*

Vier kurze Sätze, die umreißen, was Uwe Schneidewind, früherer Leiter des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie, bei einer Synodentagung als transformative Spiritualität beschrieben hat.

Wir sind „zu Gast auf einem schönen Stern“, so hat es der Theologe Helmut Thielicke formuliert.<sup>4</sup>

Es kann zu einer anderen Lebensweise helfen, wenn wir die Schöpfung neu sehen lernen als eine anvertraute Gabe Gottes auf Zeit. Und wenn wir anfangen, als „Erstgeborene einer neuen Schöpfung“ zu leben.

Das kann helfen zur inneren und äußeren Wandlung, zur großen Transformation im Kleinen.

In der Hoffnung darauf, dass wir weiter in Gottes Händen ruhen.

#### 4. „Was fehlt, wenn Gott fehlt?“ – Von der Kultur der Hoffnung

Bei der Vollkonferenz der Union Evangelischer Kirchen (UEK) im November gab es einen Vortrag der Züricher Theologin Christiane Tietz zum Thema „Was fehlt, wenn Gott fehlt?“<sup>5</sup>

Sie skizziert darin die komplexe Gemengelage im Blick auf die Gottesrede in der Gegenwart. Da gibt es Atheisten, die eine tiefe Sehnsucht nach Gott formulieren wie etwa Martin Walser. Es gibt umgekehrt Religiöse, die mit Gott wenig oder nichts anfangen können. Oder es gibt die, denen schon die Frage nach Gott überhaupt nichts sagt – die aber deswegen nicht unmoralischer, unglücklicher oder schlechter leben müssen. Was fehlt also, wenn Gott fehlt – welchen Bezug hat unsere Rede von Gott im alltäglichen Leben?

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, theologisch auf diese Frage zu antworten:

- Etwa mit Luther, dass der Mensch immer etwas hat, woran er sein Herz hängt, sei es Gott oder Abgott. Mit den Worten des Literaten David Foster Wallace: „In den alltäglichen Grabenkämpfen des Erwachsenendaseins gibt es keinen Atheismus. [...] Jeder betet etwas an. Und es ist ein äußerst einleuchtender Grund, sich dabei für einen Gott oder ein höheres Wesen zu entscheiden [...], denn so ziemlich alles andere, was Sie anbeten, frisst Sie bei lebendigem Leib auf.“<sup>6</sup>

---

<sup>4</sup> Vgl. Helmut Thielicke, Zu Gast auf einem schönen Stern. Erinnerungen, Bastei-Lübbe TB 61 106, Bergisch Gladbach 1987. Vgl. EG 677,1 (Ausgabe für EKvW, EKIR, Lippische Landeskirche): „Die Erde ist des Herrn, geliehen ist der Stern, auf dem wir leben.“ Zu den für uns schönen Seiten dieses „Sterns“ (im poetischen Sinne) gehört, dass er astronomisch gerade kein Stern, sondern ein Planet ist.

<sup>5</sup> Der Vortrag ist online abrufbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=uFUFA3UrCNM>.

<sup>6</sup> Vgl. David Foster Wallace, Das hier ist Wasser/This is water. Aus dem amerik. Englisch von Ulrich Blumenbach, KiWi 1272, Köln 2021, S. 30.

- Oder dass es mit Gott ist wie mit einem geliebten Menschen. Bevor man ihn kannte, wusste man nicht, dass einem etwas fehlt. Wenn man aber von ihm berührt ist, kann man sich ein Leben ohne sie oder ihn nicht mehr denken. Noch mehr, wenn es dabei um Gott als die Liebe selber geht.

Ohne Gott fehlt Gott.<sup>7</sup>

- Eine andere mögliche Antwort auf die Frage, was ohne Gott fehlt, ist für mich schlicht: Hoffnung. Eine Hoffnung gegen die Sinnwidrigkeit von Leid, Tod und Ungerechtigkeit in der Welt. Eine Hoffnung auch über die Grenzen menschlichen Handelns und Lebens hinaus. Eine Hoffnung, die uns befähigt, Bäume zu pflanzen, wenn andere vom Untergang der Welt reden. Auch wenn der Apfelbaum-Spruch nicht von Luther stammt, drückt er eine urprotestantische Haltung aus. Eine tiefe trotzige Zuversicht, in Gott gehalten und geborgen zu sein.

Das Thema Hoffnung hat mich im letzten Jahr seit meiner Einführungspredigt begleitet. Gerade angesichts von Corona, Flut, Klimawandel und der darin neu erfahrenen Verletzlichkeit spielt die Frage nach dem Grund der Hoffnung m. E. eine zentrale Rolle.

Auf der Sommertour ebenso wie bei der Hirtentour vor Weihnachten habe ich viel von den Hoffnungsgeschichten der Menschen lernen können. Und auch darüber, wie wir heute von Gott reden können. Meine kurze Quintessenz:

- Hoffnung ist nie etwas, was ich alleine habe. Sie lebt davon, dass wir sie mit anderen teilen.
- Hoffnung macht Menschen aktiv. Sie verleiht uns Mut und Kraft zu handeln.
- Und sie hilft uns auch, wieder loszulassen und die Zukunft in Gottes Hände zu legen.
- Hoffnung ist widerständig, „paradox“ im wahrsten Sinne des Wortes: Es gehört geradezu zu ihrem Wesen, dass sie dem Augenschein widerspricht.
- Und Hoffnung braucht einen starken „letzten Grund“ außerhalb ihrer selbst. Sonst wird sie naiv und verkommt zum bloßen positiven Denken.

---

<sup>7</sup> Eine weitere Möglichkeit ist es, auf die schwache Plausibilität alternativer Deutungen wie etwa des Naturalismus zu verweisen, so etwas der Berliner Philosoph Holm Tetens in seinem Buch: Gott denken. Ein Versuch über rationale Theologie, Reclams Universal-Bibliothek 19295, Stuttgart 2015.

Ich bin überzeugt: Es ist unsere Aufgabe im Sinne einer „öffentlichen Seelsorge“, so von Gott als letztem Grund einer solchen Hoffnung zu reden.

Das meint nicht, dass wir als Kirche die Antwort auf alle Fragen hätten. Aber wir leben aus einer Perspektive, die uns hilft, mit den großen Herausforderungen unserer Zeit anders umzugehen. Wir bringen dabei Gott nicht zu den Menschen, sondern wir entdecken Gott bei den Menschen. Gott ist immer schon da. Wir halten die Frage nach Gott wach. Wir entdecken Christus im Schlamm.

Dazu braucht es eine „Theologie in Kontakt“.

Eine Teilhabe am Leiden, die unser Denken verändert. Den Mut, aus Hoffnung zu leben und Bäume auch wirklich zu pflanzen.

Eine Theologie mit protestantischer Klarheit und mystischer Tiefe. Eine Theologie, die sich um Gottes und des Menschen willen aus dem Fenster lehnt und gerade so Christus nachfolgt.

Einen Glauben, der sich in den Prozess der sich selbst veräußernden Liebe Gottes hineinnehmen lässt.

Eine Theologie, die von anderen lernt und zugleich unsere protestantischen Perspektiven einträgt.

Beispielhaft für mich ist dafür die Jona-Geschichte:

Als das Schiff im Sturm ist und zu sinken droht, weckt der heidnische Kapitän den schlafenden Propheten unter Deck auf: „*Steh auf und bete mit uns. Vielleicht kann Dein Gott uns helfen.*“

Jonas klare Vorstellungen von Gericht, Buße, Vergebung werden dabei radikal in Frage gestellt: Durch die Begegnung mit frommen Heiden, einem Walfisch mit Schluckproblemen, bußfähigen Menschen und einem gnädigen Gott.

Pandemie, Flut und Klimawandel sind für mich solche Anlässe, meine eigenen theologischen Kategorien zu überdenken – und neu öffentlich von Gott als Grund unserer Hoffnung zu sprechen.

## 5. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“ (1. Joh 3,2) –

### Aporien institutioneller Religiosität

Wir leben in Zeiten hochdynamischer Entwicklungen: technologisch, global, gesellschaftlich. Das macht Institutionen und Organisationen fragil.

Sie befinden sich in allen gesellschaftlichen Bereichen unter massivem Veränderungsdruck. Es ist etwa unklar, ob es zukünftig noch Zeitungen geben wird und wenn ja, welche, ob die Geschäftsmodelle von Banken oder Versicherungen kreativ zerstört, aufgerollt werden, welche Rollen Parteien, Gewerkschaften zukünftig spielen.

Auch unsere Form institutioneller Religiosität mit Gemeinden, Kirchenkreisen, Landeskirchen ist fragil. Sei es im Blick auf die Religiosität junger Menschen, das Verhältnis von Staat und Kirche, die Auswirkungen digitaler Kommunikation, Fragen der Mitgliedschaft oder Finanzentwicklung. In der Runde der leitenden Geistlichen in der EKD gab es im September eine mehrstündige Aussprache zum Thema: „Wie stabil ist die Kirche?“ So lautete der Titel der 1. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD von 1972.

Heute, nach mehr als 50 Jahren mit rund 15 Millionen weniger Mitgliedern, knapp 10 Millionen Austritten und angesichts einer dynamischen Gesellschaftsentwicklung würde man die Frage wahrscheinlich anders formulieren: Nicht wie *stabil*, sondern wie *agil*, anpassungs- und zukunftsfähig ist unsere Form von Kirche?

Die Antwort darauf ist alles andere als einfach. Als verfasste Kirche haben wir einerseits kontinuierlich Mitglieder, Finanzen und soziale Stellung eingebüßt. Andererseits hat sich die Institution Kirche in den tiefgreifenden Prozessen als relativ anpassungsfähig erwiesen und besitzt weiter einen großen geistlichen und gesellschaftlichen Einfluss. Auch die Ausgetretenen haben ja ihre Beziehung zur Kirche, erst recht zum Glauben nicht einfach abgelegt.

Die vielleicht ehrlichste Antwort eines Kollegen war: *Wir wissen es schlicht nicht*. Wir wissen nicht, wie stabil oder agil unsere Kirche ist, wie Kirche in 10, 20, gar 30 Jahren aussehen wird, ob wir linear

weiter schrumpfen, es Abbruchkanten geben wird oder eine institutionelle Stabilität im Wandel. Unter anderem etwa, weil wir als Kirche finanziell stark von ökonomischen Zyklen abhängig sind.

Einige Perspektiven lassen sich jedoch m.E. durchaus erkennen.

Deutlich ist, dass Institutionen gerade in Zeiten großer Veränderungen eine wichtige, stabilisierende Rolle spielen können. Dies ist aber sehr davon abhängig, inwiefern sie sich dabei selbst als wandlungsfähig erweisen. Es wird daher zukünftig nicht um das Kürzen des Bestehenden gehen, sondern um ein Neugestalten, um einen wirklichen Systemwechsel.

Wir erleben bereits jetzt an vielen Orten eine Überlastung von Gemeinden und Presbyterien. Unfruchtbar sind daher bloße Verteilungskämpfe: Wer bekommt wie viel vom kleiner werdenden Kuchen ab?

Ebenso unfruchtbar ist ein Denken in alten Vorstellungen wie parochial versus funktional oder im Dual von „denen da oben“ und „uns hier unten“. Die Herkunft einer Idee sagt nichts über ihre Richtigkeit, und wir brauchen schlicht jede gute Idee.

Wichtig für unsere presbyterial-synodale Kirche ist eine klare Machtverteilung, die sich von den Mitgliedern in den Gemeinden her konstituiert – und zwar von allen Mitgliedern. Unser Problem ist, dass Teilhabe nur noch beschränkt funktioniert.

Wir bilden in unseren Presbyterien und Synoden eben vor allem die zehn Prozent ab, die mit dem Status quo etwas anfangen können. Die anderen 90 Prozent hören wir schwächer oder gar nicht.

Deshalb ist es gut, wenn wir wie bei den Bürgerforen im Kirchenkreis Düsseldorf, beim „KirchenMorgen“ in Solingen oder auch bei dieser Tagung neue Formen der Beteiligung erproben. Auch die Erprobungsräume sind ein wichtiges Experimentierfeld, um neue Zugänge zu Kirche und Gemeinde zu eröffnen.

Wie in anderen sozialen Feldern wird die Zukunft der Kirche in Netzwerk-Modellen liegen, digitalen wie analogen – mit unterschiedlichen Lösungen an verschiedenen Orten. Wir brauchen vielfältige

Lösungen und entsprechende Gestaltungsräume für die Klugheit vor Ort - gerade angesichts der hohen Disparität der Verhältnisse in den Weiten des Rheinlands. Wir brauchen zugleich mehr Kooperation in Regionen und Kirchenkreisen – und eine stärkere Ausrichtung unserer Arbeit an allen unseren Mitgliedern.

## 6. „Kirche nahe bei den Menschen“ – das Positionspapier E.K.I.R. 2030

Wir befinden uns in Zeiten schneller und tiefgreifender Veränderungen, deren Ausmaß wir vielfach noch nicht wirklich absehen können.

Als neu gewählte Kirchenleitung wollen wir diese Herausforderung angehen: *gemeinsam mit anderen, mutig und mit Gottvertrauen*. Deshalb war es uns wichtig, mit dem Positionspapier E.K.I.R. 2030 früh ein klares Zeichen zu setzen. *Wir werden diesen tiefgreifenden Wandel aktiv mitgestalten – mit diesen konkreten Projekten*. Und es war uns wichtig, uns transparent zu machen. Ich finde, Sie haben ein Recht darauf zu wissen, wofür wir als von Ihnen gewählte Kirchenleitung stehen und uns engagieren. Zugleich laden wir andere ein, mit zu überlegen und an ihrem Ort ihrerseits selbst initiativ zu werden.

Wir haben dabei zunächst in vielen Gesprächen hingehört auf das, was uns engagierte Menschen aus Gemeinden und Kirchenkreisen erzählt haben. Von den faszinierenden Projekten und vielen Ideen, die es in der Weite des Rheinlandes gibt. Von den mehr als 100.000 Ehrenamtlichen in der rheinischen Kirche, den 200.000 Menschen, die regelmäßig an Gottesdiensten teilnehmen, den rund 800 Kitas, den diakonischen Einrichtungen, Schulen, Chören und Gruppen. *Wir sind reich an kompetenten, engagierten, freundlichen Menschen!*

Wir haben aber auch davon gehört, wie unser System von Gemeinden und Kirchenkreisen oft längst schon an seine Grenzen stößt. Wie Mitarbeitende, berufliche wie ehrenamtliche, erschöpft sind. *Gebäudemanagement, Personalverantwortung, Kita-Leitung, Finanzen – und das alles ehrenamtlich, für einen mittelgroßen Betrieb, mitten im Umbruch:*

Da bleibt im Presbyterium nicht viel Luft für geistliche, konzeptionelle oder kommunikative Aufgaben. „*Wir machen fast nur noch Verwaltung*“, war eine Rückmeldung, die wiederholt geäußert wurde. Und der Veränderungsdruck wird nicht weniger: Jedes Jahr 15 bis 20 Gemeinden, 30.000 bis 40.000

Mitglieder weniger. Andere notwendige Anpassungs-Aufgaben kommen noch dazu: im Blick auf digitalen Wandel, ökologische Anpassung, Prävention und Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt.

Wir haben hingehört auf das, was hier auf früheren Synodentagungen dazu alles vorgedacht wurde: zu „Missionarisch Volkskirche sein“, zu Partizipation, zu Kirche als „change agent“, „Teampayerin“ und „Lobbyistin der Gottoffenheit“.

Wir haben uns Überlegungen auf EKD-Ebene angesehen: aus den zwölf Leitsätzen, der Freiburger Studie, den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen und vielen Prozessen anderer Landeskirchen.

Was in E.K.I.R. 2030 steht, ist insofern überhaupt nicht neu. Wir spiegeln darin wider, was wir von den Gemeinden gehört und verstanden haben. Auch wenn manche Akzente anders sein mögen, führt das Positionspapier die wertvollen Impulse aus „Lobbyistin der Gottoffenheit“ und aus der durch sie angestoßene Diskussion fort.

Vor allem setzt das Papier den Beschluss der letzten Synode um. Ich zitiere:

*„Die Kirchenleitung wird gebeten, die Weiterarbeit an den entsprechenden Fragestellungen [...] zu befördern. Dabei geht es insbesondere um die im dritten Kapitel aufgeworfenen Fragen, wie die Evangelische Kirche im Rheinland zukünftig Kirche sein will.“*

Das Grundanliegen von E:K:I:R: 2030 ist es, unser „rheinisch evangelisch“ zukunftsfähig zu gestalten. Nichts anderes.

- Wir wollen Mitglieder-Orientierung stärken, weil unsere Kirche sich von der Basis her aufbaut. Jede und jeder Getaufte ist Glied am Leib Christi.

Deswegen ist es wichtig, Kirche eben nicht von unseren Strukturen her zu denken, sondern vom Kontakt zu den einzelnen Menschen. Dafür spielen persönliche Lebensbegleitung, Besuche und eine verlässliche, servicefreundliche Kasualpraxis eine zentrale Rolle.

- Presbyterien sollen durch digitale Wahlen gestärkt und von Verwaltung entlastet werden. Sie sollen sich eben 90 Prozent ihrer Zeit auf die geistlichen, kommunikativen, konzeptionellen Aufgaben konzentrieren können – deswegen sind die meisten doch Presbyter-/innen geworden.

Das geht nicht „on top“, sondern braucht den Raum, andere Aufgaben lassen zu können. Eine Ehrenamtsakademie soll Presbyterien und Engagierte darin unterstützen. - Die Zusammenarbeit in Regionen wollen wir stärken: durch mehr Anstellungsmöglichkeit von Pfarrer-/innen auf Kirchenkreis-Ebene und die Stärkung der Arbeit in multiprofessionellen Teams.

Auf Kirchenkreis-Ebene brauchen wir diakonisch profilierte wie ökumenisch vernetzte Gemeinden. Und wir brauchen Mixed-Economy-Konzeptionen, um uns wechselseitig zu entlasten und die Kontaktstellen nach außen zu stärken.

- Jeden Menschen gleich ob Jung oder Alt wollen wir ansprechen. Junge Menschen zwischen 20 und 40 Jahren sind nur besonders betont, weil sie die Altersgruppe sind, die wir am stärksten verlieren – und weil sie zentral sind für die Weitergabe christlichen Glaubens in die nächste Generation.

Dazu müssen wir ihnen mehr Raum geben, etwa auf den Kanzeln, und Bereiche wie Kita-Arbeit stärken, weil sie einen besonderen Kontakt zu jungen Familien bieten. Hier brauchen wir vernetzte Trägerschaften – in guter Verbindung mit den Gemeinden vor Ort.

- Digitale Kommunikation wollen wir insgesamt weiterentwickeln und mit Modellgemeinden neue Formen der Mitgliederorientierung ausprobieren.

Insgesamt 16 Projekte haben wir benannt, die wir als Kirchenleitung konkret anpacken wollen. Sie sind das Herzstück des Positionspapiers.

Unser Anliegen ist es, kirchliche Umsetzungskultur zu fördern: ein agiles, fehlerfreundliches Handeln – ganz konkret – auf allen kirchlichen Ebenen.

Die Projekte sind dabei sehr unterschiedlich von ihrem Charakter.

- Manche sind schon auf dem Weg und liegen Ihnen vor, wie etwa die digitalen Presbyteriumswahlen.

- Andere werden mit dem Erprobungsgesetz modellhaft ausprobiert, wie die Anstellung von Pfarrer-/innen auf Kirchenkreisebene.

- Wieder andere entwickeln wir gerade.

*Das können und wollen wir nur gemeinsam mit Ihrer Expertise tun.* Deshalb werden wir in die Steuerungsgruppen der Projekte Mitglieder aus Synode, Kirchenkreisen und Gemeinde berufen. Und selbstverständlich wird die Kirchenleitung der Synode alles vorlegen, was eines Synodenbeschlusses bedarf, und der Synode weiter transparent berichten.

Das Aufbruchssignal, das wir mit dem Positionspapier setzen wollten, hat ein starkes und vielfach positives Echo erfahren. Dafür sind wir froh und dankbar.

In den Gemeinden, in den Medien und gerade auch von Außenstehenden wurde es aufgegriffen, diskutiert, weitergedacht. Viele Menschen haben uns dazu gemailt und Rückmeldungen gegeben. Ich habe es mit zahlreichen Kreissynoden, Pfarrkonferenzen und Gremien besprochen. Gemeinsam haben wir drei Veranstaltungen „Kirchenleitung im Gespräch“ durchgeführt. Einen herzlichen Dank an Sie alle, die Sie sich daran beteiligt und die Impulse fortentwickelt haben. Wir haben daraus viele Anregungen mitgenommen.

Kritische Stimmen gab es natürlich auch. Sie kamen meist aus dem innerkirchlichen Bereich und richteten sich vor allem auf das „Wie“ der Kommunikation.

In der Drucksache 1 habe ich versucht, ein paar erste Erkenntnisse aus dem bisherigen Diskussionsprozess zusammenzufassen.<sup>8</sup> Alle diese Rückmeldungen, die uns erreicht haben, aus Veranstaltungen, Gesprächen, Mails oder aktuell dem Papier der Jugend, werden wir den Ausschüssen selbstverständlich gerne transparent zur Verfügung stellen.

---

<sup>8</sup> Vgl. „E.K.I.R. 2030: Anlass, Ansatz und Rezeption“, als Anlage 3 unter LS\_75\_2022\_DS01.

Vor allem aber laden wir herzlich ein, die Ideen und Projekte gemeinsam weiter zu entwickeln – hier besonders auch die evangelische Jugend mit ihrer besonderen Expertise. Dazu hatten wir ein sehr gutes Gespräch am Montagabend.

Uns ist es wichtig, dass das Positionspapier dazu dient, unsere rheinische, presbyteriale-synodale Form von Kirche zu stärken und zukunftsfähig weiterzuentwickeln.

Mutiges Gestalten von Zukunftsaufgaben ist das, was uns als Protestant-/innen auszeichnet.

- Lasst uns daher über konkrete Projekte reden.
- Und lasst uns unsere kirchliche Umsetzungskultur stärken.

Wir brauchen das, damit die vielen Engagierten an der Basis auch weiter gut arbeiten können und wir neu in Kontakt zu den Menschen treten – innerhalb wie außerhalb unserer Kirche.

## 7. „Von eigener und fremder Schönheit“ – Ökumenische Perspektiven

Die Zukunft unserer Kirche wird ökumenisch sein. Wir brauchen mehr Kooperation: konfessionell-kooperativen Religionsunterricht, kooperative Gemeinden, eine Ausweitung der Zusammenarbeit in Seelsorge, auch stellvertretendes Handeln.

Das schließt – im Sinne einer versöhnten Verschiedenheit - die bewusste Wahrung unserer evangelischen Traditionen ein. Mit Fulbert Steffensky gesprochen: eine reife Persönlichkeit zeichnet sich dadurch aus, dass sie um die eigene Schönheit weiß und zugleich die der anderen wertschätzen kann.

Zugleich stellt die Situation der röm.-kath. Kirche gegenwärtig eine Herausforderung für uns dar. Wir sind in einer öffentlichen Haftungsgemeinschaft „der Kirche“, auch dort, wo wir eine dezidiert andere Ekklesiologie vertreten: im Blick auf Macht, die Gleichberechtigung von Frauen, die Stellung von Priestern, bei Fragen der freien sexuellen Selbstbestimmung. Die eigentlichen Diskussionslinien verlaufen dabei meines Erachtens innerhalb der Konfessionen. Wir haben in beiden Konfessionen Tendenzen zu selbstbezüglicher Gegenwelt und Modernitätsverweigerung. Würde man heute die

Konfessionsgrenzen neu ziehen, gäbe es wohl andere Verläufe. Gerade an der Basis, in den Gemeinden gibt es viel selbstverständlich gelebte Gemeinschaft.

Ich glaube, dass wir ökumenisch viel mehr voneinander lernen könnten und sollten.

Evangelischerseits etwa eine Wertschätzung von Sakrament und Kirche, die Pflege sinnenfreudiger Riten, eine Öffnung hin zur weltweiten Kirche.

Zugleich sollten wir einander auch manche kritische Wahrheit zumuten. Wir brauchen mehr gelebte geistliche Gemeinschaft, speziell beim gemeinsamen Abendmahl. Wir können dies in Wahrung der je eigenen Tradition gemeinsam feiern – weil eben Christus der Einladende ist und wir nur gemeinsam Gäste am Tisch des Herrn. Der Text „Gemeinsam am Tisch des Herrn“<sup>9</sup> hat dies noch einmal theologisch klar begründet. Und beim Ökumenische Kirchentag in Frankfurt letztes Jahr gab es dafür gute Beispiele.

Ich bin dankbar für die Schritte, die von Vertretern der katholischen Seite hier gemacht wurden. Unsere Solidarität gilt allen, die sich für den Aufbruch in unseren Kirchen einsetzen.

In diesem Jahr wird es wieder besondere ökumenische Großereignisse geben. Die Vereinte Evangelische Mission feiert ihr 25-jähriges Bestehen. Im September wird die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Karlsruhe tagen unter dem Motto: „Die Liebe Christi bewegt, versöhnt und eint die Welt.“

Ich selbst plane mehrere ökumenische Besuche bei verschiedenen Geschwisterkirchen: in Italien, in Polen, der Ukraine, in Siebenbürgen. Als rheinische Kirche haben wir starke ökumenische Beziehungen, eine besondere Lage an verschiedenen Grenzen und eine lange eigene Migrationsgeschichte. Mir ist es wichtig, dies gemeinsam mit unseren ökumenischen Partnern zu pflegen, voneinander zu lernen und unsere kirchliche Verantwortung auch in Europa wie weltweit wahrzunehmen. In einer global viel enger vernetzten Welt ist dies wichtig - auch für unser Gemeinden hier vor Ort.

---

<sup>9</sup> Der Text findet sich online u.a. auf der Homepage der EKD: <https://www.ekd.de/gemeinsam-am-tisch-des-herrn-53611.htm>.

Den Schatz unseres vielfältigen konfessionellen Erbes in versöhnter Verschiedenheit zu leben und dabei zugleich einzutreten für grundlegende Einsichten wie die Gleichberechtigung von Mann und Frau, die freie sexuelle Selbstbestimmung, die bleibende Erwählung des Volkes Israel, eine offene-plurale Gesellschaft – das wird unsere Aufgabe sein.

Nur so werden wir gemeinsam in unserer Verkündigung „des einen Evangeliums von Jesus Christus“ glaubwürdig für die Welt sein.

- Menschen offen, liebevoll begegnen.
- Trotzig und getrost auf Gott hoffen.
- Und unsere Zukunftsaufgaben mutig gestalten.

Das sind m. E. Grundzüge eines protestantischen Lebens in Zeiten des Umbruchs.

Menschenfreundlichkeit, Hoffnung auf Gott und Mut zur Gestaltung – das macht unseren evangelischen Glauben aus.

Und darin wollen wir uns gemeinsam stärken: mit verletzlicher Zuversicht und trotziger Zärtlichkeit – in Mystik und Widerstand, mit Gebet und Engagement.                      Dazu helfe uns Gott.

Mit einem herzlichen Dank habe ich begonnen.

Mit einem herzlichen Dank möchte ich schließen: an alle Mitarbeitenden des Landeskirchenamts, die auch diese Synode wieder vorbildlich vorbereitet haben und durchführen. Den Kolleg-/innen aus der Präsidialkanzlei, der Stabsstelle Kommunikation und Medien, den verschiedenen Dezernaten, den Hausmeistern, Fahrern, Mitarbeiter-/innen in Versand.

Wir sind ja auch in der Kirche oft gut darin, über „die“ Verwaltung zu klagen. Ich bin als Präses heilfroh, so viele engagierte und kompetente Kolleg-/innen im Haus zu wissen. Ohne sie hätte ich als „Präsesfrischling“ mein erstes Jahr nie so unbeschadet überstehen können. Ohne diese Arbeit im Verborgenen könnten wir nicht „seelsorgliche Kirche für andere“ sein.

Dafür Ihnen und Euch allen mein herzlicher Dank.

Und Ihnen, liebe Synodale, vielen Dank für Ihre geduldige Aufmerksamkeit!